

KNAUR 

Über den Autor:

Franz Zeller, Jahrgang 1966, hat Germanistik und Anglistik in Salzburg und Oxford studiert. Seit 2004 moderiert er beim ORF-Sender Ö1 die Sendereihen »Matrix« und »Digital.Leben«. Wenn er nicht gerade »on-air« ist oder schreibt, kocht er mit seiner Familie, spielt Bass, braut Bier oder erzählt seinen Söhnen vom Wasserkobold »Bubbelmuck«, dessen Geschichten als eBooks bei Knaur erschienen sind.

Mehr Infos über den Autor unter: www.franzzeller.at

FRANZ ZELLER

Sieben
letzte
Worte

Kriminalroman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Mai 2014
Knaur Taschenbuch

© 2014 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI Books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51520-4

2 4 5 3 1

Für Bibiane

Warum schaut der Mann so?«
 Das Mädchen mit dem Schokoladenmund starrte der Heiligenstatue ins Gesicht. Mit geneigtem Haupt ruhte der hölzerne Kirchenmann auf seinem Steinsockel.

Die Mutter hob den Kopf, während sie einem Säugling im Kinderwagen das Fläschchen hielt.

»Er sieht das Kreuz mit dem Herrn Jesus in seiner Hand an.«

Lea drückte eine geblünte rosa Plastiktasche enger an sich und fixierte unverwandt den heiligen Nepomuk unter seinem Blechdach.

Kaum zehn Meter entfernt toste aus dem Mönchsberg das Wasser des Almkanals heraus und stürzte über eine Holzrinne auf ein riesiges Wasserrad neben der Stiftsbäckerei von St. Peter. Für das Kind, das nun endlich dem Blick der Heiligenfigur folgte, war das rotierende Rad ein gleichermaßen faszinierendes wie beängstigendes Ungetüm, fast viermal so hoch wie es selbst. Es drehte sich so rasch, dass Lea Angst bekam, das wuchtige Holzding könnte sie mitreißen.

»Jetzt weiß ich es«, sagte das Mädchen ruhig, aber so laut, dass es das Wasser übertönte. »Wegen dem roten Wasser.«

»Rotes Wasser«, murmelte die junge Frau, die erst vor kurzem mit ihren zwei Kindern alleingelassen worden war. Manchmal war die Fantasie von Lea überbordend. Und momentan fand sie für die Flausen ihres Kindes einfach keinen Platz in ihrem Leben.

»Blutrot«, setzte Lea nach und versuchte, das Wort überdeutlich und so theatralisch wie möglich auszusprechen. So wie die Kinder in ihrer Lieblingsserie Little Amadeus.

Erst jetzt sah ihre Mutter von der kleinen Schwester auf.

Aus der Rinne über dem mächtigen Wasserrad schoss rotes Was-

ser hervor. Blutrotes Wasser. Zumindest war dies der erste Vergleich, der auch der jungen Frau unwillkürlich in den Sinn kam.

Die Frau wischte sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht und brachte das Kleinkind im Wagen dazu, sein Fläschchen kurz selbst zu halten. Sie war mit ihren Kindern allein im kleinen Hof der Stiftsmühle. Kurz vor halb neun spazierten trotz Festspielzeit erst wenige Menschen durch die Altstadt. Schnell zog sie Lea zum Kinderwagen.

»Warte hier einen Moment«, rief sie mit einem weiteren Blick auf das blutrote Wasser.

Die junge Frau hüpfte die paar Stufen zum Eingang des Bäckerladens an der Stiftsmühle hinunter. Er war noch versperrt. Sie schlug mit dem Metallring gegen die Holztür. Währenddessen behielt sie Lea im Auge. Das Mädchen war immer für Überraschungen gut. Aber im Moment starrte die Fünfjährige fasziniert auf das Wasserrad, über dessen Rippen rote Gischtkaskaden heruntersprühten, um in einem schmalen Kanal gesammelt zu werden und unter dem Hof der Bäckerei zu verschwinden.

Niemand öffnete.

Links von der Tür entdeckte sie eine elektrische Klingel. Sie drückte dreimal ungeduldig dagegen. Es war schließlich dringend. Aber auch jetzt öffnete niemand. Und noch immer hatte der Hof keine anderen Besucher angezogen.

Mittwoch. Da war die Stiftsbäckerei geschlossen. Sie hatte es ganz vergessen. Zu selten kaufte sie hier ein.

Sie ging mit raschen kurzen Schritten zurück zum Kinderwagen und zog ein teures Handy aus der Ablage unter der Babyschale hervor. Wasser spritzte in ihre Richtung, sie sprang angeekelt zurück, entschloss sich dann aber, die roten Fontänen zu fotografieren. Wer wusste schon, woher das rote Zeug stammte?

Als sie das Mobiltelefon in den Kinderwagen zurücklegte, atmete sie lange aus, so wie nach einer anstrengenden Turnübung im Fitnesscenter. Aber diese unbeschwerte Zeit auf Laufbändern und

Ergometern war längst vorbei, seit dem ersten Kind, seit Lea. Seit sie eine brave, fleißige, aufopfernde und damit uninteressante Mutti geworden war.

Dann Leas Schrei wie eine Detonation kindlichen Schreckens, langgezogen und schrill, ähnlich den Lauten exotischer Vögel im Palmenhaus im Zoo. Im selben Moment durchzuckte auch ihren Körper ein Schauer, von der Schulter abwärts bis in die Oberschenkel.

Aus der Holzrinne über dem Wasserrad kamen zwei Beine zum Vorschein. Sie wurden vom Rad mitgenommen und zogen einen Torso samt Kopf hinten nach, der etwas sehr Seltsames an sich hatte. Der Körper aus dem Almkanal überschlug sich auf dem Rad, sah irgendwie verwundert in Richtung Dom und stürzte trotzdem recht langsam zum Kanal hinunter, während er sich halb um seine Achse und die Augen in den Himmel drehte. Bevor er vom Wasser wieder in sein unterirdisches Gerinne mitgerissen werden konnte, verklemmte er sich. Der Oberkörper blieb auf einer kleinen Steinbrücke über dem Kanal liegen.

Die junge Frau hielt Lea die Augen zu. Das Mädchen hörte sofort zu schreien auf und verfiel in eine Art Starre. Dafür begann der Säugling zu plärren, weil ihm das Fläschchen aus den Händen gerutscht war.

»Hilf ihr mal«, sagte die Frau und drehte Lea zum Kinderwagen. Sie gab das Gesicht frei und drückte ihrer großen Tochter die Babyflasche in die Hand.

In ein paar Schritten war die junge Mutter beim Wasserrad und blickte hinunter auf den Körper.

Der Mund stand weit offen, ein unnatürlich runder Mund mit leuchtend roter Umrandung. Langsam begriff sie, während sie die Augen in diesem seltsamen Kopf suchte. Das war kein Toter. Das war eine Puppe. Eine lebensgroße Puppe aus Plastik. Eine Puppe für Einsame.

Oberhollenzer hob den kleinen violetten Teller hoch, starrte den Fischlappen auf dem Reis kurz an wie ein Kaninchen die Schlange und setzte das Sushi dann kopfschüttelnd zurück auf das Förderband.

»Hat dich der Mut verlassen?«

Franco Moll schob sich ein rohes Stück Thunfisch in den Mund. Zwischen ihm und Martina Pelegrini stapelten sich bereits die bunten Teller.

Ohne eine Antwort zu geben, griff sich Oberhollenzer ein Mischnittel vom Band.

»Das gibt's doch nicht, Oberhollenzer.«

Pelegrini strich grüne Wasabipaste auf ihr vegetarisches Maki. »Erst wünschst du dir, dass wir zum Running-Sushi gehen, und dann isst du nur uncoole Bröselfetzen, wie der Wiener sagt. Das ist mindestens schon das achte Schnitzel, grob geschätzt.«

Der stark übergewichtige Polizist aus dem gebirgigen Pinzgau hatte nicht einmal zehn Sekunden gebraucht, um das hellbraun panierte Fleisch zu verschlingen. Er klopfte sich auf den Bauch. Es war nicht ganz klar, ob er die mächtige Wölbung aus verhaltenem Ärger schlug oder sie mit seinen Riesenhänden spielerisch liebte.

»Ja, du hast recht, Martina. Ich habe Angst vor meiner eigenen Tapferkeit bekommen. Wir Pinzgauer sind im Herzen Bauern und essen nur, was mindestens zwei Beine hat. Und wir sind manchmal roh, aber wir essen niemals roh.«

Zur Abwechslung griff sich Oberhollenzer einen Teller mit Hummerchips. Er schnüffelte daran. Mit einem gefälligen Nicken ließ er die zwei weißen Scheiben krachend zwischen seinen Zähnen verschwinden.

»Das ist immerhin ein Anfang.«

Der schlanke, hochgewachsene Moll klopfte Oberhollenzer über den Tisch hinweg auf die Schulter. Oberhollenzer zuckte unwillkürlich zurück. Eben noch hatte Pelegrinis Blick seine Wampe gestreift, jetzt tätschelte ihn sein gutaussehender Kollege herablassend wie einen folgsamen Berner Sennenhund.

»Hat eine zarte Note von Fisch, Oberhollenzer. Stammt auch nicht aus dem Meer, sondern wahrscheinlich aus einer Algenkultur, im besten Fall, oder überhaupt nur aus dem Reagenzglas. Dazu eine dezente Brise würziger Seeluft im Abgang.«

»Ich glaube, die Krautsuppendiät hat mich psychisch gebrochen«, stammelte Oberhollenzer. Sein voller Mund hinderte ihn daran, mit Grobheiten zurückzuschlagen.

»Davon habe ich bei unserem Hausbesuch nichts gemerkt«, sagte Moll ohne alle Ironie und änderte damit schlagartig die Stimmung am Tisch. Er strich sich durch die kurzen schwarzen Haare, ein Erbe seiner italienischen Mutter. »Ich dachte, du erwürgst den Schläger mit einer Hand.«

»Die hat sich bei seinen trostlosen Ausreden einfach selbständig gemacht.« Oberhollenzer hob entschuldigend die Schulter. Er hatte es satt, immer wieder auf seine impulsiven Ausbrüche angesprochen zu werden, wollte aber jetzt keine Diskussion darüber beginnen. Er wollte essen. Nichts anderes. »Manchmal glaube ich, meine linke Hand hat ein Gerechtigkeitsempfinden, das nicht zu kontrollieren ist«, sagte er beiläufig.

»Zumindest der Unkontrollierbarkeit würde ich zustimmen.«

Francos Blick blieb länger als gewollt an Oberhollenzer hängen. Manchmal tat ihm dieses gestandene Mannsbild mit seinen Bauernschrankausmaßen fast leid, wenn ihm die linke Hand wieder mal ausrutschte und er sich nachher regelmäßig dafür schämte. So wie jetzt. Innerhalb weniger Sekunden war er in sich zusammengesunken. Geistesabwesend blickte der korpulente Polizist

in den bröselnden Schaum mit Fischgeschmack. Manchmal sah Oberhollenzer richtig niedergeschlagen aus, trotz der immensen Kraft, die in ihm steckte. Dann wieder konnte seine Stimmung innerhalb einer Sekunde ins Gegenteil umschlagen.

Pelegri stieß Franco unter dem Tisch an. Nein, er würde sowieso nicht noch länger in dieser Wunde bohren. Zu gut verstand er das Aufbrausen seines Kollegen. Oberhollenzers Gerechtigkeitsempfinden hatte etwas Krankhaftes. Oder einfach eine Delle, woher auch immer sie kommen mochte.

Eine junge Frau hatte ihren Mann angezeigt, weil er sie wieder einmal grün und blau geschlagen hatte. Als das Kripo-Trio vor kaum einer Stunde in ihrer Mietwohnung in Lieferung erschien, war plötzlich wieder alles eitel Sonnenschein gewesen. Die kleine schwarzhaarige Frau stand mit geschwollener und dunkel verfärbter Wange in der Tür und erklärte stotternd, sie sei im Suff gefallen und habe nur eine Ausrede gebraucht.

Pelegri fragte, was sie denn getrunken habe.

Nach kurzem Luftholen meinte die Frau: »Schnaps.«

»Stimmt doch gar nicht«, hörten die Beamten eine gedämpfte junge Stimme, die nur auf ihren Einsatz gewartet zu haben schien. Ein vielleicht zwölfjähriges Mädchen mit ebenso dunklen Haaren wie seine Mutter zwängte sich durch eine schmale Seitentür in den kleinen Flur.

»Verschwinde in dein Zimmer, aber schnell«, brüllte ein drahtiger Mann mit Ruderleibchen und Trainingshose, der unerwartet hinter ihnen auftauchte.

Bevor er das Mädchen am Arm packen konnte, hatte Oberhollenzer mit einer Hand seine Gurgel umfasst und drückte ihn gegen die Garderobe. Der rabiate Familienvater verstummte augenblicklich und rührte sich nicht mehr.

»Warum stimmt das nicht?«, fragte Oberhollenzer das Kind.

Das Mädchen sah unsicher zu seinem Vater. Pelegri ging einen

Schritt vorwärts, um den Blickkontakt mit dem Mann zu unterbrechen.

»Mama hat doch solche Probleme mit der Speiseröhre. Sie kann gar nichts trinken, was so scharf ist wie Schnaps. Sie kann nicht einmal Tomaten essen, weil die ihr beim Schlucken weh tun.«

»Gut«, sagte Moll. »Wie machen wir weiter?«

»Gar nicht«, antwortete die junge Frau plötzlich sehr couragiert. »Sie verlassen jetzt die Wohnung. Und ich ziehe die Anzeige zurück.«

»Überlegen Sie sich das noch mal.« Moll fixierte die Frau. Sie sah zu Boden und schien von ihrer plötzlich aufwallenden Stärke schnell wieder verlassen worden zu sein. »Bei Ihnen in der Wohnung ist es immer wieder mal überdurchschnittlich laut, sagen die Nachbarn, um es vorsichtig auszudrücken. Wir werden auf jeden Fall das Jugendamt verständigen. Die sollen sich mal Ihre Kinder ansehen. Sie haben ja noch zwei kleinere, soviel wir wissen. Wenn wir dort irgendwelche Anzeichen von Misshandlungen finden, kommen wir wieder.«

Oberhollenzer presste den Mann noch immer mit seiner linken Hand gegen die Garderobe. Der Schläger stand dort wie paralyisiert auf Zehenspitzen und wagte unter dem Griff des 120-Kilogrammes kaum zu atmen.

»Ich komme auch wieder, mein kleiner Prügelknabe«, flüsterte Oberhollenzer dem Mann deutlich hörbar ins Ohr. »Aber wenn ich wieder zu dir kommen muss, dann machen wir ein kleines lehrreiches Rollenspiel. Eine Übung im Fach Demut. Du wirst deine Frau sein. Und ich bin du.«

Oberhollenzer kicherte jetzt ein wenig, als würde er eben verrückt werden. »Und glaub mir. Mit dir als Frau kann ich deine Rolle weitaus besser spielen als du selbst. Falls du mit deinem kleinen Schlägerhirn überhaupt begreifst, was ich meine.«

An den sich plötzlich weitenden Augen des Mannes erkannte

Moll, dass Oberhollenzers Pranke sich um den Hals des Schlägers schloss. Moll klopfte seinem Kollegen begütigend auf die Schulter. Langsam, ohne den unrasierten Typen aus den Augen zu lassen, lockerte der Kriminalpolizist seinen Griff und nahm die Hand von der Kehle.

»Schnucki.« Der korpulente Kriminalbeamte tätschelte dem Mann die Wange. »Beim nächsten Mal machen wir dort weiter, wo wir jetzt aufgehört haben, ja?«

Der Mann rührte sich auch nicht, als Oberhollenzer sein Jackett ordnete und damit seine Bereitschaft zum Aufbruch signalisierte.

»Vergesst die Geschichte.« Die knapp fünfundzwanzigjährige Pelegrini stellte scheppernd den Teller auf dem Tisch ab und holte Moll wieder in die Gegenwart des japanischen Restaurants zurück. »Das war nicht das erste Mal, dass der Racker sie verdroschen hat. Und es wird nicht das letzte Mal gewesen sein. Wahrscheinlich hat die Frau gar keine andere Wahl, als entweder ins Frauenhaus zu gehen oder bei ihrem Typen zu bleiben. Keine Arbeit, kein Spielraum. Und darum werde ich mich nie von einem Mann abhängig machen.«

»Ich auch nicht«, antworteten Moll und Oberhollenzer fast gleichzeitig. Sie grinsten sich wegen ihrer synchronen Replik an. Die Stimmung zwischen dem äußerlich so ungleichen Ermittlerpaar war wieder im Lot. Die Tür zum kleinen Elend von vorhin schloss sich.

Pelegrini wischte mit einer Serviette Schweiß aus ihrem Nacken. Selbst bis hier in den gekühlten Innenraum des Sushi-Restaurants war die Hochsommerhitze vorgedrungen.

Moll sah sie über seinen Thunfisch hinweg an. Die junge Kollegin hatte sich gut in ihr Team integriert, obwohl sein ungeliebter Vorgesetzter, Brigadier Gokl, ihnen die junge Polizistin aufs Auge gedrückt hatte. Pelegrini trug die hellblonden Haare wild hochge-

steckt und tat auch sonst im Dienst alles, um sich so burschikos wie möglich zu geben. Moll versuchte, sich die schlanke Frau mit offenen Haaren vorzustellen. Es gelang nicht. Überhaupt: Die Sache mit den Frauen war nicht gerade sein Ding. Seit Eva ihn und seinen Sohn Felix wegen Mondsteinen, Chakren und anderem Eso-Zeugs verlassen hatte, hatte er die Beine beziehungsweise nicht mehr auf den Boden gebracht. Jetzt auch noch die Pleite mit Alexandra.

»Iss endlich deinen Thunfisch, sonst wird er kalt«, sagte Pellegrini, ohne ihn anzusehen. Sie schmunzelte sichtlich. Hoffentlich konnte sie nicht Gedanken lesen. Die Hitze kochte offenbar gerade sein Gehirn auf. Die Vorstellung ließ ihn grinsen.

Die junge Beamtin nahm einen Teller mit einer Riesenschnecke vom Band und überlegte, wie sie das schleimige Uding ohne allzu viele Kollateralschäden aus seinem Sojabohnen kriegem würde. Sie entschied sich für den Frontalangriff und schlürfte die Schnecke aus.

»Heute ohne Schalldämpfer unterwegs, die junge Frau Kollegin.« Oberhollenzer wartete keine Erwiderung ab und sah sich nach einem neuen Opfer seines Hungers um. Er saß ungünstig, mit dem Rücken zur Laufrichtung des Sushi-Bandes. Immer wieder entwischte ihm ein Schnitzelteller, weil er zu langsam auf die vorbeigleitenden Speisen reagierte. Um zu sondieren, was da in nächster Zeit auf ihn zukommen würde, drehte er sich um.

»So wählerisch oder so hungrig?«, fragte die Frau am nächsten Tisch und sah Oberhollenzer amüsiert über ihre Zeitung hinweg an. Sie hielt das Blatt trotz des großen Formats mit einer Hand, während die andere immer wieder wie nebenbei nach Essen griff.

»Nein, so gierig.« Der wuchtige Kriminalpolizist lächelte unaufrichtig zurück und langte mit Heißhunger nach dem gelben Teller, auf dem er vor ein paar Sekunden ein Schnitzel hatte näher

kommen gesehen. Plötzlich stockte seine Hand. Ungläubig starrte Oberhollenzer auf den rohen, weiß geäderten Lachs.

»Falls du dein Schnitzel suchst«, sagte Franco, »das hat sich Richtung Küche aus dem Staub gemacht. Ich glaube, es hatte bei deinem Anblick Todesangst, nachdem du seine ganze Familie ausgerottet hast. Wenn du ganz lieb bist zu mir, zieh ich die Glock und stelle es, bevor es in die nächste Runde geht.«

»Geben Sie her«, sagte die Frau hinter Oberhollenzer belustigt. »Ich kann Sie nicht leiden sehen. Aber gestatten Sie mir eine Frage. Kann es sein, dass Sie sich im Lokal geirrt haben?«

»Negativ.« Oberhollenzer stellte den Fischteller vor ihr ab. »Wo gibt es sonst Schnitzel am laufenden Band?«

Die Frau lächelte Oberhollenzer und Moll an. »Ja, diese Teller mit ihrem Plastiksturz sehen wirklich aus wie kleine Fischesärge.« Kurz lachte sie und verbarg sich wieder hinter den *Salzburger Nachrichten*. Sie hatte üppige schwarze Haare und trug selbst jetzt, Ende Juli, lange dunkle Ärmel, die hauteng ihre schlanken Arme modellierten. Das kurze rote T-Shirt darüber wirkte, als hätte sie sich beim Weggehen noch besonnen, dass der Sommer auch einen Farbtupfer brauchte.

»Festspielstar vermisst«, las Moll aus der Ferne eine Schlagzeile im Lokalteil der Zeitung. Schnell desinteressiert verlagerte er seine Aufmerksamkeit von dem Artikel, der aus der Entfernung ohnehin schwer lesbar war, zurück zum Sushi-Band.

Oberhollenzer verdrückte innerhalb kürzester Zeit ein Dutzend Minischnitzel und so gut wie alle Hummerchips. Die dunklen Schweißflecke auf dem weißen Hemd stammten trotzdem nicht von der Anstrengung des Essens, sondern von der Julihitze.

»Verzeihen Sie«, sprach ein junger Mann Oberhollenzer überraschend an. »Ich möchte wirklich nicht unhöflich sein. Aber dürfte ich Sie um etwas bitten? Meine Kinder ...«, er deutete zu einem Tisch weiter hinten im Lokal, an dem eine Frau gerade ei-

nen circa vierjährigen Buben zu trösten schien, während ein älterer Junge erwartungsvoll in Richtung Vater sah, »... meine Kinder drehen durch, wenn sie nicht bald ein paar Hummerchips bekommen. Zwei Teller würden einstweilen reichen, nur damit Sie hier nicht Zeuge einer Familientragödie werden.«

»Das wäre wenigstens ein einfach zu klärender Fall«, erwiderte Oberhollenzer ernst. »Aber natürlich hebe ich in diesem begründeten Fall das Embargo auf. Sie können sich auf mich verlassen.«

Der junge Mann nickte dankbar und kehrte zu seinen Kindern zurück, denen er aufmunternd zuzwinkerte.

Moll flüsterte Pelegrini etwas ins Ohr und verließ mit einem entschuldigenden Nicken und einem schelmischen Grinsen in Richtung Oberhollenzer den Tisch.

Als er wenig später zurückkam, unterhielt sich Oberhollenzer intensiv mit dem attraktiven Gast in Schwarz-Rot. Die Frau um die dreißig hatte die Zeitung zusammengefaltet und neben sich auf den Tisch gelegt. Vor Oberhollenzer zählte Franco sechsundzwanzig Teller. Offenbar servierten die Restaurantbetreiber nicht ab, um zu erfahren, was ein Mensch im Extremfall essen konnte. Der Koch und ein weiterer Mann standen mit verschränkten Armen an der Bar und unterhielten sich lachend, während sie immer wieder auf den Tisch des Trios blickten und das Geschehen hier offenbar kommentierten.

Mitten in seiner angeregten Unterhaltung mit der fröhlichen Frau stockte Oberhollenzer plötzlich. Auf dem Sushi-Band näherte sich ein bunter Fremdkörper zwischen all den kleinen Tellern mit den Miniportionen, ein aufgeblähter großer Sack mit Hummerchips. Eine gelbe Notiz klebte auf der roten Verpackungsfolie. Als die Riesentüte den Tisch seiner Gesprächspartnerin passierte, konnte der stämmige Kriminalpolizist die Schrift auf dem Post-it lesen: Fül Obelhollenzel.

Sie hatte sein Herz in Salzsäure getränkt. Nach all dem Balsam, mit dem sie es ins Leben zurückgeholt hatte, aus einem Wachkoma der anderen Art. Nur um ihn samt seinen frisch belebten Liebes-Innereien dorthin zurückzuschicken, woher er gekommen war. Zurück in die Dürrezeit.

Mit einem Papiertaschentuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Hier drin in der Kaverne war es zwar vergleichsweise kühl, aber der Aufstieg hatte all seine Poren geöffnet. Das T-Shirt klebte an ihm. So wie die Leiche zu seinen Füßen ab nun an ihm haften würde.

Alles klebte momentan. Die leichten Stoffe an den Hüften der Frauen, wenn sie durch die Stadt flanierten. Die Unterwäsche, die sich sichtbar in die Falte zwischen den Pobacken fraß. Die Sommerkleider drückten sich feucht auf das Gesäß, der Saum hob sich und zeigte noch mehr Oberschenkel als erlaubt. Bei den Radfahrerinnen rutschten die Röcke hoch, und ihre Schenkel blitzten in der Sonne, als schrien sie nach Berührungen. Nicht auszudenken, welch glitschiges Regenwaldbiotop erst unter den Stoffen lauerte. Am liebsten hätte er all diese Hüften umklammert und sich in all diese überbordenden Teiche von Verlangen versenkt.

Das Leben entglitt einem in Sekundenbruchteilen. Und wenn es ein weiteres Mal entgleiste, hüpfte es trotzdem nicht auf die altbewährten Schienen zurück. Im Leben ergab minus mal minus nicht unbedingt plus. So war es gewesen, als er seine spätere Frau Elisabeth unabsichtlich geschwängert hatte, so war es gewesen, als er Mira vor exakt zweiunddreißig Tagen getroffen und vor drei Tagen wieder verloren hatte.

Die Flasche und der Kopf. Ein Sekundenbruchteil. Er hatte sich

gebückt, die grüne Flasche am Hals gepackt, den Oberkörper aufgerichtet, den Arm gehoben und einmal draufgeschlagen auf die Aufkündigung ihrer Zuneigung und damit ihrer gemeinsamen Zukunft. Mira war lautlos zusammengesackt. Danach hatte ihn eine große Ruhe befallen wie andere ein Schlafvirus. Erst Stunden später war das Zittern in ihm angekommen, als hätte es aufgrund einer beschwerlichen Anreise sehr lange gebraucht.

Selbst jetzt kam er aus diesem Pendeln zwischen höchster Erregung angesichts seiner Notwehr, ja es war Notwehr, Notwehr gegen die Einsamkeit, und einer großen Gleichgültigkeit nicht heraus. Vielleicht hätte es ihm geholfen, diese Geschichte jemandem beichten zu können. Aber da gab es niemanden, zu dem er genug Vertrauen gehabt hätte. Am allerwenigsten zu seiner Frau, zu Elisabeth. Und auch seinem Sohn erzählte man nicht, dass man eben jemanden erschlagen hatte. Noch dazu, wenn es die Geliebte war, das vermeintliche Absprungbrett aus dem jahrelangen Ehefrost. Wie hatte Mira es wagen können, ihn zu verlassen.

Vielleicht sollte er es seiner Schwester schreiben, die Einzige, zu der er Vertrauen hatte. Sie war weggezogen. Aber sollte man den Tiefpunkt seines Lebens einem Brief anvertrauen? Oder konnte er ihr etwas andeuten? Vielleicht hätte auch das geholfen.

Mira war zu Boden geglitten, so fließend und langsam, als würden sich die Knochen in ihrem Inneren auflösen. Dann fiel ihr Oberkörper zurück, und sie starrte an die Decke, emotionslos und gar nicht verwundert über das, was ihr passiert war. Sie hatte wahrscheinlich begriffen, warum sie den Schlag verdiente. Ihn nach vier Wochen Glück plötzlich zurückzuweisen und zurückzustoßen in die alte Einsamkeit, das stand ihr nicht zu.

Das kleine Rinnsal, das aus einer Sturzwunde über ihrem linken Ohr sickerte, hatte er anfangs gar nicht bemerkt. Als es sich in einem großen Fleck sammelte und klar vom Felsboden abhob, war ihm seine finale Bedeutung schlagartig bewusst geworden. Miras

Leben war ausgeronnen, so wie sein eigenes. Seines tröpfelte seit fast zwei Jahrzehnten aus ihm hinaus, ihres hatte sich durch einen Schleusenbruch schnell entleert.

Er hatte Mira erst Stunden später berühren können. Aber das war nicht mehr die Mira gewesen, deren Haut er kannte, fest und starr fühlte sie sich an. Alle Weiblichkeit war aus ihrer Hülle gewichen. Selbst im Tod bemühte sie sich noch, die letzten Bande zu kappen. Nicht einmal für die Hände gab es Trost.

Fliegen hatten sich in der kleinen roten Lache zu schaffen gemacht. Er hatte einen alten Fetzen aus seiner Hosentasche gezogen und den Blutfleck so gut wie möglich entfernt.

Und dann hatte er Miras Blick an die Decke nicht mehr ausgehalten und den starren Körper auf den Bauch gedreht. Das Haar in ihrem Nacken war zur Seite geglitten und gab einen dunkelvioletten verfärbten Hals frei. Zuletzt schob er seinen Strohhut unter ihren Kopf. Ihr Gesicht sollte nicht im Staub liegen. Nein, das hatte sie nicht verdient, auch wenn sie eine untreue Seele war.

Mittlerweile bevölkerten die Fliegen das blutige Stofftuch, das er achtlos zu Boden geworfen hatte. Mit spitzen Fingern fasste er den alten Fetzen an und sah sich nach einer Entsorgungsmöglichkeit um. Schließlich schob er ihn in den Slip der Leiche. Dort kamen gewiss keine Fliegen hin.

Das war vor fast zwei Tagen gewesen. Seitdem hatte er sie nicht mehr berührt. Es wurde Zeit, Mira wegzuschaffen. Mittlerweile suchte man schon nach ihr. Einige Male hatte er probiert, einen klaren Gedanken zu fassen und Vorbereitungen für ihren Abtransport getroffen, aber dann hatte ihn unversehens dieses seltsame Zittern erfasst, dieses Totenfieber, das ihn erst nach langen, intensiven Attacken losließ. Ein Zittern wie jenes von Mira, wenn sie sich auf ihrem Lager unter dem Dach durchstreckte, die Hände über ihrem Kopf gegen die Wand gestemmt, dazu die Schreie, diese lauten Schreie, die ihrer beider Lust etwas Verzweifeltes, End-

gültiges gegeben hatten, und das lange Nachbeben in ihrem verkrampften Körper, das Gesäß, das sich wie unter Liebesschmerzen vom Leinentuch hob, selbst dann noch, als er schon heftig atmend neben ihr gelegen hatte.

Allein beim Gedanken daran fing er heftig nach Luft zu schnappen an. Er musste sich an der Steinbrüstung festhalten und starrte eine Weile durch ein schmales Felsloch auf die Erhardkirche hinter, ohne sie überhaupt wahrzunehmen. Erst als er die grünliche Kuppel und die zwei Türme erkannte, begannen sich seine Gedanken wieder zu ordnen. Ihn fröstelte plötzlich, auch wegen des Luftzugs durch das Felsfenster.

Er drehte sich um. Toter Liebesengel. Jetzt lag dieser Engel allein mit seiner Strafe am Boden dieses Felsenlochs. Die Liebesgruft. So würde er fortan an die Kaverne denken.

Er ging in die Knie und stieß die Leiche mit den Fingerkuppen an. Überrascht zog er die Hand zurück. Und drückte seinen Zeigefinger noch einmal in den toten Körper. Die Haut war wieder weich geworden. Der Tod war ein Verwandlungskünstler.

Es war wirklich Zeit, Mira wegzubringen. Und noch eines wusste er: Jener Mann, der sich in sein Glück gezwängt hatte und damit an Miras Tod schuld war, dieser Mann würde nicht ungeschoren davonkommen. Die Vorarbeiten hatte er schon erledigt.